

Rede

auf

Ferdinand Freiligrath

gehalten

am 7. September 1867 zu Darmstadt

von

Berthold Auerbach.

Der volle Ertrag zum Besten des Nationaldanks für Freiligrath.

Darmstadt,
Eduard Zernin.
1867.

Rede

auf

Ferdinand Freiligrath

gehalten

am 7. September 1867 zu Darmstadt

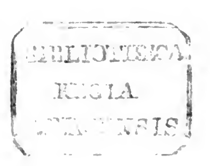
von

Berthold Auerbach.

Der volle Ertrag zum Besten des Nationaldanks für Freiligrath.



Darmstadt,
Eduard Zernin.
1867.



Druck der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei.

Vor 27 Jahren! Anno 40! Am Rhein!

Die Sonne strahlt und zeitigt die Rebe an den Berggeländen und glitzert auf dem Strom und den schäumend sich verschlingenden Wellen, die das Dampfschiff aufwühlt. Vorbei an zerfallenen Burgen, vorbei an hell schimmernden Städten und Dörfern.

Da ist Remagen! Jetzt biegt das Dampfschiff leicht und behend um die Ecke, auf thut sich die vielgestaltige Pracht des Siebengebirges, hüben der Drachenfels, drüben der Rolandsbogen.

Station Unkel! ruft's auf dem Schiffe. Da liegt das Dorf wie zur Aufschau bestimmt in die bewaldeten Bergeshöhen.

Wir steigen in den Kahn. Der Ferge sieht uns an den Augen ab, zu wem wir wollen; er nickt, da wir den Namen nennen, als ertönte ihm eine heitere Melodie.

Wie nur das Volk das Treiben eines Dichters ansehen mag, der sich plötzlich unter ihm ansiedelte?

Wir erfahren auf unsere Frage nur, daß er ein wohlgemuther rüstiger Geselle.

Wir landen am Ufer. Aus der heißen Sonne geht's durch schattige Gassen. Da ist sein Haus. Wir treten ein, er reicht uns die kräftige Hand.

Aus der bunten Pracht seiner Gedichte habt Ihr Euch wol ein anderes Bild vom Dichter ausgeträumt und Ihr seht einen Mann schlichten Wesens; die mächtige Gestalt mit breiter Brust und gedrungenem Bau, wäre wohl geeignet, die Aben-

teuer zu bestehen, die seine Phantasie so kühn herausforderte, und dabei leuchtet ein harmlos unbefangener Kindesblick aus dem Dichterauge.

Wir saßen bis tief in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind hier zusammen getrieben,
Es hatte Jeder seinen Schoppen Wein
Und sah in's Glas und dachte seiner Lieben.

Wie Freiligrath in jenem Gedichte von der Rose erzählt, die in der Wundernacht in ein Glas Wein gestellt zu Duft und Farbe neu erblüht, so auch lebte jedes Herz frisch auf.

In seinem Gedichte „Odysseus" sagt Freiligrath:

„Wie mir ach das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern.

Er hat die schulläufige gelehrte Bildung nicht erhalten, aber er ist des Wissens voll aus der lebendigen Welt, und jetzt schon ist in ihm, was er bald darauf Immermann nachrief:

Bei Dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren.

Zwei Jahre sind es, seit (1838) seine Gedichte erschienen sind. Staunende Bewunderung erweckte diese titanische Kraft, diese intensive Energie, diese satte Färbung und diese knappe, ungeahnte Sprachgewalt. In den Briefen eines zeitgenössischen Dichters, Adalbert von Chamisso, ist der Eindruck des ersten Erscheinens festgehalten.

Der Dichter war an einen fremden Beruf gefesselt. Nun frei, der vielfach zerstreuenden und zerstörenden fremden Thätigkeit entledigt, konnte er hier am Rheinesufer seinem Genius allein leben. Seinem Genius allein? Ach kann er das? Er hat sich einem buchhändlerischen Unternehmen verschrieben.

Wißt Ihr was das heißt?

Wußte er's selbst ja nicht, da er's that.

Anmuthender konnte sich dem machtvollen Sohne West-

phalens nichts darbieten, als die Aufgabe: die malerischen und romantischen Punkte seines Heimathlandes zu schildern.

Und warum soll es dem Dichter nicht gegeben sein, gleich dem bildenden Künstler, aus innerlich vorbereiteter Kraft sich einer von außen gestellten Aufgabe zu unterziehen?

Warum? Ich möchte sagen, weil die Dichtkunst, die den Hauch des Mundes zu ihrem Träger hat, nur von innen kommen kann.

Noch ist kein dichterisches Kunstwerk auf Bestellung geschaffen worden.

Wie mochte Freiligrath sich dem Gedanken hingegeben haben, daß in Darstellung seines Heimathlandes sich die tiefen Quellen erschließen, die das Gemüth des Dichters speisen. Und nun! Was in dämmernder Erinnerung und in frei schaffender Phantasie von verklärendem Dufte umflossen war, das sollte jetzt aus Chroniken und Statistiken fest geordnet und klargelegt werden. Nicht das dem Dichter schön und bedeutsam Erscheinende sollte allein gelten, sondern alles einmal Gewordene und Daseiende.

Markvoll ist das Einleitungsgedicht: „Freistuhl zu Dortmund", aber die Arbeit selbst vollendete Freiligrath nicht.

Lassen Sie mich hier sofort diese so gering erscheinende Thatsache als Beleg fassen für das, was ich zum Schlusse meiner Worte anführen will.

Man ruft so gern dem Dichter zu: Gieb in Stunden, Tagen und Monaten, wo die freie Schöpfung sich dir entzieht, dich einer anderen Geistesthätigkeit hin. Sei Lehrer, schreibe Kritiken, Abhandlungen, Geschichtsbücher und dergleichen.

Hier liegt ein Punkt des später zu bezeichnenden inneren Martyriums, den Wenige zu erkennen vermögen.

Der Dichter kann sich einer Bethätigung hingeben, die — wie Freiligrath selbst in langen Jahren der Verbannung tapfer bewies — bürgerliches Erträgniß bietend, in gar keiner

oder nur sehr loser Beziehung zum eigensten Geistesleben steht, indem sie eine andere Fakultät des Geistes oder noch besser eine Fertigkeit in Anspruch nimmt. Eine literarische oder lehrhafte Thätigkeit leitet ihm die Quellen ab und entzieht dem Dichterberufe seinen Zustrom. Der Dichter soll und muß sich mit den Wissenswürdigkeiten erfüllen, die das unmittelbare Leben wie die Wissenschaft und Kunst darbieten. Sobald er solche aber zu undichterischer Gestaltung verarbeitet, tödtet er damit unversehens das neue und eigene Lebensgebilde, das durch Wandlung und Umgestaltung alles Aufgenommenen in ihm werden sollte.

Sinnestief spricht Freiligrath von der Nachtigall:

Derselbe Schnabel singt nicht Lieder blos,
Derselbe Schnabel trägt aus Laub und Moos
Doch auch ein Nestchen sich zusammen.

Wohl! Ein Nest bauen kann der Schnabel der Nachtigall, der die schmelzenden Lieder singt, aber — ein ander Lied singen für des Leibes Nahrung, das kann er nicht.

Zurück zum Sommer 1840!

Ich lebte damals viel mit Freiligrath, da ich mich in Bonn aufhielt, wo ich die sämmtlichen Werke Spinoza's aus dem Lateinischen übersetzte.

Ich darf hier von mir selbst reden, weil ich's zur Erkenntniß Freiligrath's muß.

In jenem ersten Jahre des bedeutungsvollen fünften Jahrzehnts, war eine frohmuthige Spannung in den Gemüthern, ein Gefühl der Lebens- und Kunst-Erneuerung.

Wie oft wandelten wir auf und ab, hüben und drüben am Rhein, und der Hühnerhund, genannt Strolch, wanderte mit uns. Wir gewannen eine zweite Jugend. In brausender Jugendlust saßen wir selbander und mit anderen guten Genossen in der Schenke und fuhren im Abendschimmer und im Mondesglanz auf dem Kahne dahin. Ich war in jener Nacht

dabei — die Matzerath in einem Gedichte schilderte — da Freiligrath sich mit dem Glas in der Hand im Kahne erhob und dem alten Drachenfels Smollis zutrank.

Wundersame Elemente bewegten sich damals in der Atmosphäre der Zeit! Der St. Simonismus, die Emancipations-Ideen des „jungen Deutschland", die politischen Forderungen und Erwartungen, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erweckte — „ich gehörte zu den Hoffenden und Vertrauenden", sagt Freiligrath in der Vorrede zum Glaubensbekenntniß — und dazwischen eine neue Belebung, vielleicht eine letzte Fassung der Romantik.

Der Tod Immermann's traf uns wie ein Familienunglück.

Das rheinische Jahrbuch, das Matzerath, Freiligrath und Simrock — dieser zum Gleichklang Simrath genannt — herausgaben, brachte ein Gedicht, das zu einem geschichtlichen Ereigniß wurde.

Ich ging eines Abends in Köln mit Matzerath zum Besuche der Familie von Binzer, da erzählte Matzerath, daß er von einem Manne, der hier eine kleine Anstellung habe, einen schönen Beitrag für das Jahrbuch erhalten und er las das Gedicht von Nikolaus Becker:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein —

Als ich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielt, wanderte ich mehrere Tage einsam durch das Siebengebirge. Von tiefster Heimathssehnsucht erweckt, schrieb ich unter der großen Buche bei Plittersdorf die Entwürfe zu den ersten zwölf Dorfgeschichten. Ich kam zu Freiligrath. Ich mochte ihm sehr unklar erzählt haben, was für Plane mir im Kopfe schwirrten, waren sie mir ja selbst noch nicht klar.

Zwei Jahre darauf begrüßte Freiligrath, von St. Goar aus, mein kurz vorher erschienenes Buch mit jenem Gedichte, das zu einem meiner schönsten Lebensereignisse wurde.

Das war unser Leben am Niederrhein, im Siebengebirge, das die Atmosphäre, in der wir uns 1840 bewegten.

Um Neujahr war der Rolandsbogen eingestürzt. Freiligrath erneute die Sage vom Dichterwort, das die Steine bewegt. Es kann selbst wieder zur Sage werden, wie Freiligrath aus der Carnevalslust zurückkehrend die „Trümmer in Trümmern" sieht und durch sein erweckendes Lied wieder aufrichtet. Und ein neuer Segen that sich hiezu: droben wird der Rolandsbogen wieder aufgerichtet, drunten eine neue Schule gegründet für:

. . . . . ein arm Geschlecht
Schiffszieher nur und Ferge
Bootsknecht und Ackerknecht.

Freiligrath hat in seinen Gedichten keine rein subjectiven Stimmungslieder, ja, um es beiläufig zu erwähnen, auch keine Trinklieder; er schließt sein eigen Empfinden stets nur an ein Ereigniß, an ein Schaubares an.

In jenem Sommer 1840 erschloß sich ihm der unerschöpfliche Quell der Poesie: die Liebe. Da wurden ihm und wurden der deutschen Dichtkunst zwei Kleinodien starker Mannesliebe, die Gedichte: „Ich schritt allein, hinab den Rhein" und „Ruhe in der Geliebten: So laß mich sitzen ohne Ende."

Dort am Rhein, in Unkel, dort gewann er sein Lieb, das in Göthe's Auge geschaut, und auf dessen Kindeshaupt Göthe's Hand segnend geruht hatte.

Und die Geliebte ward sein Weib und hat sein Herz mit voller Schönheit und Reinheit gesättigt, und ihm eine Familie gegründet und ihn treu gehegt in Bedrängniß und Verbannung. Ihr sang er zu, dem Exil entgegen schauend:

Wie Schiffe sanken, weil ihr Bord
Zuflucht gewährte einem Schlechten,
So weht das meine heil zum Port
Dir zu Gefallen, der Gerechten.

Das war das erste Leben Freiligrath's am Rhein. Was ferner aus ihm geworden, Ihr wißt es. Er hat in dieser

Stadt gelebt und Niemand ist, der, ob er auch politisch auf anderer Seite stehe, nicht doch den gediegenen, selbstgetreuen Mann hochhält.

Ich spreche vom Freunde und Dichter — aber die Liebe zum Freunde und Dichter bleibt beherrscht von der Liebe zur Wahrheit. Es wäre ein Vergehen an der Erkenntniß des großen Ganzen, wollte man Freiligrath eine andere als eine bemessene Stellung in dem Gesammtleben des deutschen Nationalgeistes zuweisen, und diese Stellung ist eine vollauf genügende.

Der Lebende hat Recht, sagt der Dichter; wie aber wird dem Lebenden sein Recht?

Die volle Gerechtigkeit, nicht von Feindschaft gemindert, nicht von Freundschaft gemehrt, wird dem Menschen erst, wenn sein Mund verstummt und sein Auge gebrochen. Die abgeschlossene Bildung gewährt den ruhigen Betracht. Wir aber sind hier, um den Dichter zu feiern, dessen Mund noch zu uns sprechen, dessen Augenstrahl uns wieder grüßen soll.

Die erneute Betrachtung seines Schaffens sei wie ein festlich Vorbereiten und Rüsten zum Empfange des Schaffenden. Rufen wir uns vorerst im Geiste sein Wesen zurück.

Was ist für Freiligrath die Dichtung und was ist seine Dichtung uns?

Fragen Sie, und man spricht von schöner Sprache, üppiger Bilderpracht; man nennt einige Gedichte, wie Löwenritt, Blumenrache . . . . . Damit ist man fertig und im Reinen. Der Dichter ist in eine Kategorie untergebracht, man kann — es stehen ja Stücke von ihm in jeder sogenannten Blumenlese — über ihn reden. Und sollte der Dichter noch eine weitere Entwicklung haben, oder sollte gar schon in dem bereits Bekannten eine tiefere Grund-

lage zu erfassen sein, hartnäckig und consequent bleibt man bei der einmal abgeschlossenen Betrachtnahme; denn solch ein fertig gestelltes, kurz gedrängtes Urtheil, oder Nicht-Urtheil ist bei der großen Masse beliebt, die sich gern an ein Dogma hält, auch in ästhetischen Dingen. — Legen wir uns daher die Frage vor, was ist für Freiligrath die Dichtung und was ist seine Dichtung uns?

Ein ganzes volles Leben und dazu noch ein vielbewegtes, trotzig anstürmendes Dichterleben mit seinen Austräumungen, das läßt sich nicht in wenig Worte einfangen in einem portativen Satz. Das will nachgelebt, nachempfunden, in seinem Grunde erforscht, in seiner Entfaltung beobachtet und in seinen Zielpunkten erkannt sein.

Auch ich kann hier in bemessener Stunde nur kurze Andeutungen geben, nur Einzelnes erläutern. Das Ganze, der weite Umriß des Horizonts und der in ihm gleich Wolkengestalten schwebenden, sich drängenden Bildungen, liegt im Dichtergemüthe selbst und in seinen Werken, die vor uns aufgeschlagen sind. Nur die Stimmung läßt sich antönen, aus der diese reichen Weisen hervorgegangen, die Stimmung der Zeit und die von ihr durchdrungene und sie durchdringende Stimmung des Dichters, die nur zur Stimmung unser Aller wird, indem wir seinen Augenpunkt miterfassen, sein Träumen mitträumen, sein Denken mitdenken, sein Empfinden mitempfinden, sein Leben mitleben......

Wir begehen diese Feier im Geleite der Schwesterkunst Musik. Lassen Sie mich ein Bild aus der Musik wählen.

Die gesammte Dichtkunst der Welt und die lyrische insbesondere gleicht einem großen Orchester. Jeder mit neuem Tone begnadete Dichter wird in diesem Orchester zu einem Instrumente, hat seine eigene Klangfarbe, eine Weise und Tonlage, die nur ihm gegeben ist, die aber zusammenklingt mit allen anderen, und um so reiner zusammenklingt, je reiner sie in sich tönt.

Es gibt Zeiten, es gibt Geister, die nur die Klangfarben und Weisen wiederholen, die schon vorhanden sind, mit Hinzuthat persönlichen Ausdruckes.

Wie aber, wenn Einer ersteht, der ein neues Instrument zu neuem Ton und neuen Weisen in sich darstellt? Er ist ein Mehrer des Klangreiches, und einen solchen Mehrer feiern wir heute.

Seit Göthe's Tod sind in der Lyrik drei neue Weisen erklungen, sie heißen: Heinrich Heine, Nicolaus Lenau und Ferdinand Freiligrath. Man könnte sagen, diese drei Dichter repräsentiren drei Arten des Muthes, Heine den Uebermuth, Lenau die Schwermuth, Ferdinand Freiligrath den Heldenmuth. Heine hat der Uebermuth zu Unmuth und Blasirtheit geführt, Lenau hat die Schwermuth bis zur Selbstverzehrung geführt, Freiligrath hat seinen dichterischen Heldenmuth auch darin bewahrt, daß er aushielt und sich erhielt.

Solch kurze Bezeichnungen können indeß nur die Oberfläche berühren. Ich will nur noch hinzufügen, daß Schwermuth und Uebermuth dichterisch ergiebiger und variationenreicher sind als Heldenmuth.

Ja, unser Freund, den wir noch mit Freuden unter die Lebenden zählen, hat das Orchester der Poesie mit einem neuen Instrumente neuen Tones vermehrt. Der wahrhaftige und wahrhaft bescheidene Sinn unseres Freundes wird selbst im Hinblicke auf das große Gesammte, was die Genien der Zeit aus dem Urquell der Empfindung geschöpft, ja was die Geistesheroen unserer Nation geschaffen und gebildet — gegen jede Ueberschätzung seiner Leistungen Einspruch erheben.

Das aber bleibt unbestreitbar. Eine neue Urkraft hat sich durch ihn kund gegeben zum Zeichen und zum Zeugniß, daß die Klage vom Epigonenthum eitel, daß vielmehr der Umkreis oder sagen wir die Skala dessen, was im Empfindungs- und Tonbereiche der Menschenseele liegt, nimmer und nimmer abgeschlossen ist, sondern sich ewig erweitert und neu offenbart.

— Was Freiligrath vom ausgewanderten Deutschen spricht, das gilt von ihm.

Er hat das Lied „in Wälder getragen, wo nie zuvor ein deutsches Lied geklungen", und von seinen Gedichten kann man sagen, was der Indianer vom ausgewanderten Dichter auf dessen Grabe spricht:

Doch hörten gerne wir die Worte schallen,
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden,
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Freiligrath hat Existenzen, die in sich gebunden, ein bloßes Naturleben führten, dichterisch erlöst, zur Wohlgestalt und zum Wohlklang gebildet; es ist das Künstlerauge, das auf ihnen ruht, und der Künstlermund, der Dichtermund, der ihnen zuruft: Wandelt unter uns, ihr seid aufgewacht aus dem Naturdasein zum Leben!

Und hier treten Sie mit mir auf den perspektivischen Punkt, den der Dichter selbst einnimmt. Es ist nicht nur die Wahl der Stoffe, ihre Behandlung nach Farb- und Formgebung, die die besondere Wesenheit unseres Dichters bezeichnet — wohl ist dies viel und groß — er hat nicht nur den Fernblick für das große Weite, er hat auch den Naheblick für alles Einzelne, Charakteristische, er hat die Kraft, die gespannteste flüchtigste Bewegung, die schnell wechselnde, mit scharfen Linien zu zeichnen und er faßt Lichteffecte, die das ungeschützte Auge nicht schauen kann; der Genius schützt und stärkt das sonnenhafte Auge des Dichters.

Und in diesem Glanze und dieser Sattigkeit der Farbe ist Einheit von Landschaft, Luft und bewegtem Leben, so daß Alles mit Einem Blicke vor ihm und vor uns steht, in einer Harmonie, die als Naturnothwendigkeit erscheint.

Freiligrath gibt Bilder aus reiner Freude am Colorit und dazu wählt er immer energisch bewegte Situationen, wie z. B. das Begräbniß des Banditen. Er liebt das kühne Wagniß, die aufstrotzende Entfaltung der Kraft; das muthet ihn an im

Gegensatz zum kraftlosen Hindehnen und sich Verdämmern im Ordnungsbereiche der Cultur. Er hat seine Lust an Darstellung der Löwennatur in der Thierwelt wie im Menschen selbst. Es ist die reine Kunst, die sich in Parallele setzt zur Malerei, und wie Gottfried Kinkel, der ihn einen Meister der Farbe nennt, treffend ausführt: zur Malerei eines Rubens — ich möchte noch hinzufügen, verbunden mit der Lichtmacht eines Hildebrandt in der unbewegten, fremd landschaftlichen Welt.

Schlagen wir das Buch der Gedichte auf!

Da steht zuerst: Moos-Thee aus dem Jahre 26. Der Jüngling, der den Thee aus den „bittern Flechten" trinken muß, zaubert sich die ganze Landschaft vor, daraus sie sprießen, und es ist ein Doppelbild: das wallende Blut in ihm und die rollenden Gewalten des vor seiner Phantasie sich ausbreitenden Erdstrichs. Er will dieser Insel gleichen. Seine vulkanische Natur spricht sich sofort aus.

Nehmen wir noch zwei seiner frühesten Gedichte hinzu. „Die Bilder-Bibel"! Das ist — rein psychologisch genommen — eine erlösende Kraft der Bibel, daß sie das Menschenkind aller Völker lehrt, an der Geschichte und dem Leben eines fremden Volkes das allgemein und ewig Menschliche zu verstehen und zu erkennen. Ein Aehnliches nach anderer Seite hin vollzieht die Aufnahme römischer und griechischer Bildung. Die Bibel allein aber ist Allen gegeben. Nicht im Römer- und Griechenthum — im biblischen Orient wurzelt die dichterische Triebkraft Freiligraths.

Im Gedichte Leviathan erzählt er:

An einem Tag im frühen Herbst ging ich entlang
den Meeresstrand,
Das Haupt entblößt, den Blick gesenkt, die Lieder
Davids in der Hand.

Im Orient, wie er heute lebt, kämpft und ringt mit Menschen- und mit den Naturgewalten, im Orient, weilt des Dichters Phantasie mit nimmer ermüdender, immer neu überraschender und fesselnder Kraft.

Nun noch ein Eindruck aus dem Knabenleben in dem westphälischen Heimath-Städtchen Soest. Kunstreiter ziehen über den Markt, bei ihnen „die kleine Fee des über Nacht entstandenen Märchens“:

Wir zählten dreizehn, höchstens vierzehn Jahr;
Die Kleine sieben! . . . . .

Seht her! Das ist das bunte Gewimmel in der Seele des Dichterkindes, daraus sich formen Gebilde seltener Art, wie aus dem Leben hervorgesprungen, und doch hellfarbiger, gemischter, kühner, überspringender als das Leben selbst. Moos-Thee, Bilderbibel, Landrinette — es ist kein willkürlicher Contrast sie neben einander zu stellen, sie bilden den Spuk der ineinander sich verschiebenden Traumgestalten und Gesichte in der Kindesseele, die der Genius formgewaltig eint und neu schimmerndes Leben daraus bildet. Und dieser Contrast ist derselbe den der Dichter so machtvoll bewältigt in seinem Nachruf an Grabbe.

So ist's....
Wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl.

Die Doppeltöne und das Doppellicht bindet und vertönt der Künstler zur Harmonisirung.

Der 25jährige Jüngling sieht als Commis in Amsterdam Landrinette, die traumhafte Erscheinung aus der Soester Kindheit wieder:

Mich aber laß, o schöne Reiterin,
Düster und ernst, wie ich es meistens bin.

In den Niederlanden am Hafen, am Meeresufer wandelt der kraftvolle westphälische Jüngling, aus der Haft des Contors entlassen. In der Seele erwacht ein Heimweh, nicht nach dem beschränkten Heimathorte, nein, ein Heimweh nach der

großen Heimath Erde, die man ganz erschauen, erfassen und durchdringen möchte. Er dichtet, was die wiederkehrende Schwalbe gesehen; er singt das Lied von der Tanne auf dem Berge und wie sie als Mast sich auf weitem Meere wiegt. Er hascht die Luftströmung, er hascht die Bilder, daran diese Schiffe, diese Masten, diese Taue, diese Matrosen vorüberzogen, an weit entfernten Ufern und über Seen und Meere, — seine Pulse klopfen, er heißt diese Bilder sich beleben vor ihm, sie stellen sich vor ihm auf mit brennenden, blendenden Farben und er fesselt sie in gewaltigen Worten, die er zur deckenden Gegenständlichkeit bringt. Im ringenden Ungestüm meistert und steigert und vermehrt er die Sprachgewalt, so daß wir mit ihm in die heiße Zone und in Sturmsgebrause und auf den Meeresgrund uns versetzt fühlen. In dem stürmischen Jüngling ist eine eherne Willenskraft, eine Waghalsigkeit, daß der Blick seines innern Auges nicht zuckt vor dem Ungeheuerlichsten, wie es in der dürren Wüste rast, und wie es auf dem Meeresgrunde die Gebeine der Versunkenen auflöst. Ja, weiter hinan wagt er sich, er wagt es: die Vernichtung dieses Erdballes zu denken, zu denken nicht nur, sondern zu gestalten, zu schauen und uns schauen zu machen. Und hat sich seine Phantasie zu den Todten im Meeresgrund gewühlt, und wagt er sein Lied vom Untergang der Erde, so schließt er, er, der Dichter des Muthes:

Ich zittere, mit der Hand bedeck' ich Stirn und Auge.

Es ist eine Lust an der Vernichtung, an den sich zerstörenden Weltmächten, der aus jenem Thatendrange hervorgeht, der die deutsche Jugend erfüllte von den ergebnißlosen Befreiungskriegen an bis zum Jahre 1848.

Es ist ein Schweifen in's Weite, ein Starren in den Kampf der Naturmächte, wie ihn kein Dichter vor ihm wagte.

Kein anderes Volk der Erde hat je so den Stimmen der Völker gelauscht, wie das deutsche seit Herder, und eine neue

Wissenschaft hat sich in unseren Tagen erhoben, von Deutschen geschaffen und gepflegt: die Völkerpsychologie. — Und nur darauf hindeuten, nicht näher darauf eingehen kann ich hier, wie Freiligrath, ein Meister der Uebersetzungskunst, uns die fremden Dichter zu eigen machte.

Der Orient war längst voll reicher Ergiebigkeit für deutsche Dichtung geworden, aber der resignativ beschauliche und der heiter genießende: in Göthe's west-östlichem Divan, in Rückert's östlichen Rosen und Platen's Spiegel des Hafis. Freiligrath verlegt den heißblütigen Thatendrang dorthin. Sein Pegasus der funkensprühende Araber, der ungezügelt dahin saust. Freiligrath lenkt und beherrscht sein „Wüstenroß, den Wildling, der ausschlagend das Gebiß verachtend", zu künstlerischer Anmuth.

Du
Schwebst ob der Kluft, dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echo's Donner und des Kiesels Blitze.

Eine ungesehene Farbenpracht, ein blendendes Brennen weiß der Dichter hin zu zaubern und in's Uebergewaltige versteigt sich oft seine Kraft.

Es ist eine heldenhafte Tapferkeit in der Art, wie er Gehalt und Gestalt seiner Gedichte trägt, aber tiefer, nicht so leicht erkenntlich ist eine Besonderheit, die nicht stofflich, sondern psychologisch in der künstlerischen Conception des Dichters liegt. Das ist eine ihm eigen angehörige Verlegung der Phantasie und der Perspective und vor Allem, eine Concentration des Empfindungsausdrucks, die er dann wieder zu einer Spannung bringt, ich meine zu einer Anspannung und Biegung der Empfindungsradien, die an die äußerste Grenze der Dehnbarkeit geht. Es ist ein mit machtvoller Hand vollführtes Anziehen der Bogensehne, um sie dann um so schnellkräftiger loszulassen.

Ich muß das an einzelnen Beispielen erklären.

Da ist sein biblisches Bild Nebo. Am Fuße des Berges das Lager, lebendiges Volksgetümmel, so anschaulich, so charakteristisch bewegt, als stünden wir mitten drin, und droben auf dem Berge stirbt Moses. Das baut sich auf vom nächsten Bewegten zum Höchsten der unendlichen Ruhe. Das ist die Kunst, die eine Massenbewegung gruppirt und einen beherrschenden Punkt festhält.

Und dann faßt er wieder ein Genrebild neben der Hauptaction. In dem Gedichte „Kreuzigung“ sind wir bei Christi Leidenstod. Frisch, stramm, zeichnet der Dichter die Haupthandlung und läßt sie hereinschauen und hereintönen in die abseits vor sich gehende, wo die Legionäre — unter ihnen ein Westphale — würfeln. Alles ist Wirklichkeit, und welch ein Contrast! Und zuletzt erweitert der Dichter das Genrebild zum Sinnbild und erschließt einen großgeschichtlichen Horizont.

Er drängt die Thaten des Helden in die Betrachtungen des Schwertfegers von Damaskus zusammen, der das Schwert geschmiedet hat.

Er drängt die Empfindung der deutschen Auswanderer, denen die Heimath hinter ihnen abstirbt, im Tode des Führers auf dem Meere zusammen.

Die Klage um den Tod dichtet er in die Empfindung des Schreinergesellen, der den ersten Sarg bereitet.

Den bittern Harm der Verbannung und den wetterharten Frohmuth faßt er in den verschiedenen auf Heimathsboden und in fremdem Grund erwachsenen Weihnachtsbäumen seines Hauses.

Da ist sein deutsch-geschichtliches Bild: Babarossa's erstes Erwachen. Wie oft ist der Tod Conradins dichterisch behandelt, jene Schauerscene, da das Haupt des letzten Hohenstaufen-Jünglings vom Rumpfe rollt! Freiligrath faßt den Vorgang und den Eindruck in Einen Punkt, indem er Anschauung und Empfindung in Einen Blick concentrirt, und zwar in den des Ahnherrn Friedrich Barbarossa, der aus dem Schlaf im Kyff-

häuser plötzlich erweckt, das lebendige Traumgesicht sieht. Und das erschütternde, tragisch ungesühnte Ereigniß wird abgetönt, zu einem verklingenden Abschlusse gebracht, indem Barbarossa wiederum einschläft.

Da ist ein drittes, ein sociales Bild: „die irische Wittwe“. Der Eingang keck, charakteristisch, aus der baren Wirklichkeit: Die Zeitung wird gelesen im Kaffeehause, während ringsumher gelacht, gespielt und in verschiedenen Sprachen geplaudert wird. Das Zeitungsblatt geht verloren, der Dichter findet es andern Tags nicht mehr, aber in ihm lebt und vor uns lebt nun die Erscheinung der Wittwe, deren Sohn ein Geistlicher erschießen ließ, weil sie den Zehnten nicht bezahlen kann.

> Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
> Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde,
> Doch um den Dichter drängen sich geschaart,
> Die Enkel noch . . . .

Der Dichter stellt sich selbst in das Gedicht und schließt:

> Ich bog mich schürend vor in den Kamin
> Und eine Thräne zischte in den Kohlen.

Und weiter! Da ist sein greller Nachruf bei Grabbe's Tod. Nebenbei bemerkt, die reiche Ergiebigkeit der Dichterkraft zeigt sich auch formell darin, daß das Klagelied auf Platen die classische Ruhe athmet, während das auf Grabbe ein jäher, wilder Aufschrei der Zerrissenheit ist; beides den Beklagten gemäß. — Es ist nicht die unmittelbare That, das Ereigniß geschildert; diese sind vielmehr hereingenommen in eine Erinnerung; bei Platen aus dem Anblicke des nach Sicilien segelnden Schiffes, bei Grabbe geradezu als markerschütternde, überraschende Nachricht inmitten lärmvollen, frischfarbig sich dargebenden Lagergetümmels . . Hierdurch entsteht ein Umschlag der Empfindung, so jäh, so gewaltig, und die elastische Kraft des energisch gespannten Bogens ist bis zu einem Punkte gedrängt, wo der Bogen zu reißen droht.

Gerade in dieser Concentration, dieser persönlichen Versenkung, in dieser Sammlung der Ausstrahlungen auf Einen Punkt, in diesem, wenn man so sagen darf, Winkelried'sgleichen Zusammenfassen der Speere, um dem Ansturm der freien Empfindung eine Gasse zu machen; gerade in dieser wesentlichen Besonderheit des Gefühlsgrundes und deren künstlerischen Fassung, gerade hierin ist eine individuelle Naturmacht, die weit über die Wiedergabe äußerlich aufgenommener, gewählter und in heißer Phantasie ausgemalter Stoffe hinausragt.

Die tiefsten Töne dringen aus dem Herzen unseres Dichters, wenn es den Armen, den Rechtsverkümmerten gilt, denn er hat ein volles Herz für die Armen, für die Rechtsverkümmerten, und eine schrankenlose Hingebung für dieselben, so daß er das Gewaltigste nicht scheut um den in Wohlbehagen sich Dehnenden das Blut in die Wangen zu treiben.

Er ruft dem an Krücken wandelnden Neger zu:

Mein Wein ist hier für Dich!

Er läßt den Sklaven Scipio dem Massa in naiver Ironie zurufen, er habe Alles, er solle nun auch Menschenfleisch essen.

Er dichtet uns das schwere Geschick des Mohren, der die Trommel im Circus schlägt; er dichtet sein Vorleben in Glanz und Hoheit des Heimathlandes; er dichtet jene Klage der Wittwe, die um des Zehnten willen ihren einzigen Sohn durch den Tod verliert.

Er dichtet das Leben des Heizers auf dem Dampfschiffe, während droben die vergnügliche Welt sich ergötzt, und erschreckt mit diesen furchtbaren Gegensätzen. Und noch im letzten Winter 1866 dichtet er, da er die Steinkohlen in das wärmende Kamin wirft, das Lied vom schwarzen Lande, wo die Menschen in den Gruben von wilden Wettern erschlagen umkommen mußten, damit Wir uns wärmen.

Und hier ist auch der Punkt, wo Freiligrath's politische Dichtung ansetzt. Es ist Empörung über Rechtsverkümmerung, über Lebensverkümmerung, ausgegangen von der Anschauung des Einzelnen. Wollt Ihr mit dem Dichter rechten, weil er in's Unbegrenzte überstreifte und die wilde Leidenschaft anrief? Der Dichter hat nicht zu paktiren mit gegebenen Lebensverhältnissen, er hat die strenge, unbeugsame, rücksichtslose Linie der Empfindung zu ziehen; er spricht sich aus, frei und offen, mit rücksichtslosem Muthe. Der Dichter hat das Recht und die Pflicht, er hat das Prophetenrecht und die Prophetenpflicht, zu singen und zu sagen: Ihr sollt es euch nicht wohl sein lassen in euren teppichbelegten Gemächern, derweil ein Mensch noch unbekleidet friert; ihr sollt nicht schmausen, derweil ein Mensch wie Ihr noch hungert. Wie dem abzuhelfen, das ist nicht Sache des Dichters. Er hat die ewigen Forderungen hinzustellen und darf nimmer davon lassen.

Was kümmert's den Dichter, ob die Consequenzen, die er zieht, revolutionär oder conservativ? Auf den Flügeln der Phantasie läßt er sich hineintragen in das grenzenlose Reich der reinen Empfindung und des unbeugsamen Gedankens, und er dringt wiederum in die Tiefe, durchschreitet wie ein Orpheus die Unterwelt, denn es gilt auch dort den Schmerzensschrei zu artikuliren.

Die Tilgung des Elends in staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, das ist Sache des Staatsmannes, der vom Dichter nur gemahnt ist. Auf diesem Grunde steht Freiligrath auf unantastbarem, dichterischem Rechtsboden.

Und wollt Ihr mit dem Dichter hadern, so antwortet er Euch:

O laß ihn brechen durch den grauen Flor,
O schreibt dem glühenden keine Wege vor,
Er ist ein Blitz! Wohlan, so laßt ihn blitzen.

Ueberall, wo er die einzelne, festumrissene Erscheinung faßt, bleibt er auch hier der volle Dichter; aber wenn er sich

hineinwagt in Kampf und brausenden Lärm des Schlachtengewimmels, die keine menschliche Stimme mehr beherrscht, da verwandelt sich das Wort zu Trommelwirbel, zu unartikulirten Aufschreien. Die Aufgabe der Poesie und des erlösenden Wortes — daß sie den Naturlaut, den chaotischen Aufschrei artikulire — ist versunken und in ihr Gegentheil verwandelt.

Nur wenn und nur so lange er sich auf dem menschlichen Grunde hält, bleibt seine Dichtung – trotz aller grellen Lichter — künstlerisch schön und dauernd; sobald sie aber hineindringt in das Parteigetümmel, verliert sie ihr allgemein Menschliches und damit das Künstlerische, und es dreht sich um: Das Gedicht wird zum Zeitungsblatt.

Auch Freiligrath hat es nicht vermocht, diese Empfindungssphäre innerhalb der Grenzen der Kunst zu halten.

Es muß gesagt werden: die Zeit war und ist noch nicht zu einem einfachen, ich möchte sagen einfältigen Grundgedanken abgeklärt, so daß ihre Forderungen sich dichterisch fügten. Auch Freiligrath konnte keine Parole geben, in der sich die Zusammengehörigen erkennen; denn die Fragen sind politisch, kirchlich und social zu vielfältig gemischt.

Unsere nächste Vergangenheit hat keinen vollen deckenden Ausdruck im Lied gefunden..... Und doch hat auch der Versuch der politischen Poesie die Dichtkunst gefördert.

Das war eine Größe, das war aber auch das Unglück bei dem modernen Dichter und dem deutschen insbesondere, daß sich ihm keine nothwendigen Stoffe darboten, daß das, was der Dichter behandelt, durchaus in seinem Belieben und in seiner Willkür steht. Das hat sich geändert. Es begann mit der politischen Poesie. Sie war eine zeitliche Erscheinung, aber sie befestigte ein Dauerndes in den Gemüthern. Die Poesie ist nicht Zeit bestimmend, aber sie ist auch nicht müßiger Zeitvertreib. Das ist nun nicht Tendenz-Poesie, die mit der Mode von heute auf morgen sich abmüht, das

ist vielmehr jene geistige Substanz, die eins ist mit dem großen Volksbewußtsein, die das, was noch als ungestaltete Mythe in den Seelen schwebt, formt und bildet. Aber es ist nicht Fügsamkeit gegen das sogenannte Publikum, daß man ihm biete, was etwa jetzt beliebt wäre; nein, es ist ein Schaffen, aus dem eigenen Herzen heraus, das, weil es sich klar stimmt und nicht in Eigensucht lebt, das Herz seines Volks und seiner Zeitgenossen in sich empfindet.

Der Fahnenspruch Schillers gilt hier und immer: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf! Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben!“ und diesem Fahnenspruch ist Freiligrath gefolgt nach bestem Wissen und Gewissen .....

Es ist ein wundersames Dasein um das Leben eines Dichters! Da ist die Welt und er sieht in ihr eine andere Welt; er verfolgt Consequenzen, die in der gemeinen Wirklichkeit umgebogen und abgebrochen werden. Das ist der Segen der Dichterbegabung und ihr Martyrium zugleich oder ihr Fluch, wie es Freiligrath in jenem Schmerzensruf um Grabbe ausdrückte.

Die Dichterkraft ist ein Martyrium.

Der Dichter ist in seinem innersten Denken und Empfinden einsam und doch vom Weltgedränge bewegt, aufgeregt. Er ringt mit Gebilden, die sich erst gestalten sollen. Er hat dem fest umgrenzten Pflichtenkreise der Anderen gegenüber nichts als seinen inneren Beruf; er bedarf des Vertrauens zu sich und des Haltes in sich, und hat die Mächte abzuwehren, die ihn erschüttern wollen; heißen diese Mächte Zweifel nach Innen, oder Sorge nach Außen.

Die Menschen, am Einzelnen haftend, im bemessenen Kreise arbeitend, ihre ganze Kraft daransetzend, können nicht umschauen, können nicht Alles ringsumher und sich selbst dazu als vereinzelte Erscheinung betrachten. Der Dichter geht umher und ihm ist Jegliches nur Bild der darin wohnenden

Idee, und er selber nicht minder; er ist heimisch im All und im Einzelnen und geht doch wie ein Fremdling umher, er sieht Räthsel, ringt mit dem Problem, wo die Anderen keine Ahnung von einer Aufgabe haben oder gar sich schon einer Lösung freuen. Staunend betrachtet ihn die nach dem Nächsten greifende Welt und fragt: Was sucht dein Blick so starr und wieder so unstet? Er kann nicht antworten. Weiß ja der Dichter selbst erst was er suchte, wenn er gefunden was er suchte.

Und wißt Ihr, welches das brennendste Martyrium ist? Nicht der ausbleibende Ruhm, sondern, wenn der Dichter sieht, daß das, was er so bitter ernst nimmt, von den Anderen gleichgiltig betrachtet wird; wenn er erkennt wie die Flamme, darin er sich verzehrt, von den Anderen als vergnügliches Feuerwerk angesehen wird.

Nun aber faßt er das, was er suchte und was er gefunden in das bewältigende tönende Wort und — das Martyrium und die Verdammniß wird zur Seligkeit.

In die Strahlen-Glorie der Unendlichkeit gehoben ist ihm Alles durchklärt, Bild, Wort, Gedanke strömen und gestalten in einer ihn selbst beherrschenden Macht, und zu sich selbst zurückkehrend, durchschauert ihn die Empfindung: Nun kannst Du sterben! Du hast kund gegeben, was ringend, stotternd in dir lebte; du hast gefaßt, was dein Blick begrüßte, was von Außen sich dir darstellte und aus deiner Seele sich zudrängte. Mit tausendfältigem Leben gesegnet, empfindet er sein vereinzeltes Dasein, wenn er den Menschen brachte, was sie suchten, ohne zu wissen, daß sie suchten, und sie nun ihm zu erkennen geben: Du hast unser Wort gesprochen, du hast unsern Blick festgehalten; du hast das, was wie vergessene Träume dahingeschwunden war, uns in der Erinnerung erweckt und auf immer gefestigt.

Und sieh' da! das ganze Besitzthum der Welt war des Dichters: Das Rauschen des Waldes ist sein, das wo-

gende Aehrenfeld, die steilen Weingelände, die erzreichen Schachten, die tönenden Werkstätten, in ihnen Allen lebt er und Alles gibt er der Welt neu...

Und da kommt sie nun heran, die dunkle, die unerbittliche, die niederdrückende, die zermalmende Macht: die Noth.

Was ist dem Dichter geworden?

Ehre und Ruhm? Er hat nicht nach ihnen getrachtet. Wer nach Ruhm und Ehre ringt durch eine That des Geistes, der gewinnt sie nicht. Der Dichter diente nur dem Gotte in ihm, sein Tempel ist die Welt, sein Heiligthum das Wort, sein Opfer er selbst.

Der Dichter muß sich selbst vergessen. Darf ihn aber sein Volk vergessen?

Ein dunkler Punkt, auf den wir nun unser Auge richten.

Es ist ein hartes Wort, das Göthe nach dem Tode Schillers bei der Sorge um die Hinterlassenen am 19. Juni 1805 an Zelter schreibt.

Das Wort lautet:

> „Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren.“

Ist es nicht noch heute so? Was thut die Nation für ihre Dichter? Erkennt sie die Verpflichtung, ihre Kraft zu stützen und zu fördern?

Man kann über die Mißlichkeiten einer Akademie streiten. Wenn aber einst und bald die ganze Nation ihre Kraft sammelt und nicht mehr blos zur Abwehr verbraucht, dann kann eine Einrichtung neuer Art erstehen, die einem Manne, der bereits ein Mehrer des geistigen Nationalreiches geworden, sein Traumrecht sichert. Das dichterische Traumrecht! Das keine Paragraphen hat, und wobei Niemand fragen kann, was ergibt sich? Es ergibt sich das, was der Genius bietet.

Jeder Beruf kann in Stunden sich fügen, der Dichter und der Arzt wissen nicht, wann sie gerufen werden.

Die Gewissenlosigkeit, oder, wenn das zu hart klingt, die sich selbst beschönigende Fahrlässigkeit wiederholt so gern: der Dichter würde sich nicht so vertiefen oder so emsig arbeiten, wenn ihn nicht die Noth bedrängte. Nun denn! Glaubt Ihr in der That, daß Schillers Tell und Lessings Nathan geschrieben wurden, weil die Dichter — die Zimperlichkeit fühlt sich beleidigt wenn man das Wort im selben Athem mit dem Worte Dichter nennt und doch muß es gesagt sein — glaubt Ihr, Schillers Tell und Lessings Nathan sind geschrieben, weil die Dichter Geld zu ihrem Haushalte brauchten?

Die Dichter vergaßen nur ihre Noth, indem sie sich eine eigene freie Welt schufen. Die Noth kann eine äußere That schaffen, die Noth bricht Eisen sagt das Sprichwort, aber die Noth schafft kein Kunstwerk. Niemand kann sagen, welche Werke sie getödtet hat, die ein Schmuck und eine Erhöhung für alle Welt geworden wären — die bittere, die harte, die unbarmherzige, die zermalmende Noth.

Die Religion ist Glaube an ausgleichende höhere Gerechtigkeit, an Harmonisirung des Zerrissenen in einem Jenseits. Die Kunst ist Glaube an ausgleichende Gerechtigkeit, an Erfüllung des reinen Gedankens, an Harmonisirung des Zerrissenen in der diesseitig gegebenen Welt.

Die Kunst ist Religion. Trifft in einem Gemüthe der Glaube an das Jenseits mit dem Glauben an das Diesseits zusammen, sieht es die Schönheit in der Wirklichkeit als einen Abglanz der Schönheit in der Ewigkeit, so entsteht jene wundersam ergreifende Weise: die religiöse Kunst.

Von allen Künsten hat die Dichtkunst am wenigsten in dieser Weise geschaffen. Immer aber ist alle Kunst und so auch die Dichtkunst bereits Religion......

Wir werden dahin sterben und wol noch manche Geschlechter nach uns, ehe die Zeit kommt, aber sie wird kommen die Zeit, wo das Priesterthum der Kunst wiederum erkannt wird, von den schaffenden Künstlern wie von

der empfangenden Nation. Es wird die Zeit kommen, wo jenes höchste Priesteramt erkannt wird, das da spricht aus Stein und Erz, aus Farbe und Klang und aus dem tönenden Wort vor Allem. Wenn einst die Welt nicht mehr ihre beste Kraft aufzubrauchen hat, um wegzuräumen das Widersprechende, das Unnatürliche, das Knechtische, das Lieblose, die Armuth, das Elend, — wenn sie bauen kann die Schönheit, die Freude, die Lust; dann wird die positive Macht, und die höchste positive ist die schaffende Kunst, ihr glorreiches Amt antreten. Denn positiv im höchsten Sinne ist die Kunst. Die Wissenschaft sucht und findet, ergründet und bindet was in der wirklichen Welt; die Kunst bildet eine neue Welt in der wirklichen über der wirklichen; was bisher nicht erscheinbar, nicht vernehmbar, ist nun plötzlich da; die Kunst heißt vor uns stehen, was nur das innere Auge sieht; sie läßt im Worte tönen, was der ewige Chronometer, der Herzschlag, nur als Takt klanglos bezeichnet.

Wer aber heute schon — inmitten der kämpfenden, ringenden mit Noth und Elend und allen beschränkenden Bedingungen belasteten Wirklichkeit — das Kommende sieht und in Weihestunden erfaßt, der tritt heraus aus der gegebenen Welt des Heute in die werdende des Morgen.

Da geht der Dichter hin durch deine Straßen, durch deine Wälder, er denkt und empfindet, er lebt nicht sich, er lebt dem in ihm waltenden Geiste, der nicht dein, der nicht sein, der aber Euer gemeinsam ist und der Euch bindet. Gib ihm das zu erkennen! Tiefdeutig ist unser deutsches so rein schönes Wort: Erkenntlichkeit.

Lassen Sie mich dem Schluße nur noch ein Kleines vorausschicken.

Es gibt kein deutsches Schullesebuch, in dem nicht ein Gedicht von Freiligrath steht. Die Kinderlippen sprechen es.

Ich habe an einem anderen Orte den Wunsch niedergelegt — und ich hoffe er erfüllt sich — daß die geeinte deutsche

Nation ein allgemeines deutsches Schullesebuch herstelle, das überall, soweit die deutsche Zunge klingt, eins und dasselbe, so daß jedes deutsche Kindesherz von denselben Jugend-Eindrücken erfüllt wird. Das gibt dann eine Einheit der Jugend-Eindrücke die von unberechenbaren Folgen, es gibt ein Anrufen sicher vorbereiteter Stimmungen, die in Jeglichem anklingen und die eine innerste Einheit mit seinen Heimaths- und Vaterlandsgenossen bildet und schafft. Was die besondere Landschaft erheischt, kann noch besonders hinzugefügt werden. Dann wird auch jene Raubfreiheit aufhören, die dem Dichter sein Werk entzieht und ausnützt in Blumenlesen und Schulbüchern.

Nun aber, wenn jedes Kind, jeder Mann und jede Frau, die sich an einem Gebilde Freiligraths erfreuten, ihm in Wahrheit erkenntlich wären; wenn sie hinwallten zu dem Opferstock, um ihre Gabe darzubringen — es wäre eine Wonne für das Herz des Dichters und eine Befreiung ihrer selbst zugleich. Noch hoffen wir, daß es geschehe.

Und wollt Ihr ganz erkennen, was ein Dichter Euch ist, so fragt Euch: wie wär's in Eurem Gemüthe, wenn nicht von Jugend an die Klänge und Empfindungen der Dichter in Euch lebten?

Und sieh! was ist der Schmuck und der Glanz und die Ehre eines Volkes? Nicht sein Schlachtenruhm, sondern seine Arbeit im weitesten Sinne.

Da sammeln die Völker alle auf dem Erdenrund das Werk ihrer Hände, und ein Volk spricht zum andern: Sieh her, das ist mein und das sei unser! So fassen und halten wir getreulich die Pflicht, für die Wohlfahrt unserer selbst und unserer Mitmenschen zu schaffen und zu wirken.

Gesegnet sei die Arbeit, die dem Menschen die Noth des Daseins stillt: Hunger, Durst und Kälte. Was aber ist jene höhere Weihe, die nicht nur nährt, tränkt und kleidet, sondern erst unser Dasein menschlich, d. h. frei und schön macht?

Es ist die Wissenschaft, es ist die Kunst.

Die Völker alle auf dem Erdenrund, wenn sie ihr Höchstes zeigen wollen, bringen die Kleinodien dessen, was Wissenschaft und Kunst gebildet und nennen mit Ehrerbietung die Namen derer, die sich diesem Dienste geweiht, nein, die sich nicht diesem Dienste geweiht, sondern ihm geweiht wurden, von einer höheren Macht, die kein Name nennt und erschöpft.

Soll der Ausspruch Göthe's, daß die Deutschen nur ideal zu rühren sind, wenn sie real gerührt sind, eine ewige vorwurfsvolle Wahrheit sein? Auch jetzt noch, im selbstbewußten Nationalgefühl?

Ein Beispiel sei gegeben, mit dem eine neue Erkenntniß und Erkenntlichkeit der Nation anhebt.

Deutsches Volk, wahre durch freie Gabe deinem Dichter Ferdinand Freiligrath sein heiliges vom Genius beschiedenes Traumrecht, seine Dichterfreiheit, seine Sorglosigkeit. Nicht Er hat Dir zu danken, sondern Du dankst ihm, und freue Dich, daß Du ihm danken kannst, so lange er noch mit Dir athmet im Licht.

O lieb so lang Du lieben kannst!
O lieb so lang Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst.













